

HEUTE *in Kirche und Welt*

BLÄTTER ZUR UNTERSCHIEDUNG DES CHRISTLICHEN

»Was sollen wir tun?«

Muss die Gemeindepastoral vor der Realität kapitulieren? / Gerhard Lohfink

Die Feier der Erstkommunion hatte stattgefunden. Sie war – wie inzwischen in vielen Pfarreien – nicht am Weißen Sonntag begangen worden, sondern an einem der späteren Sonntage der Osterzeit. Die Kinder waren sorgfältig vorbereitet worden. Und die Feier in der Kirche war sehr schön gewesen. Die Buben und Mädchen waren – im Rahmen ihrer Möglichkeiten – ganz dabei gewesen. Auch der obligatorische Kommunionausflug am Tag darauf war irgendwie gelungen.

Dann kam der nächste Sonntag. Von den Erstkommunikanten ist bis auf ein einziges Mädchen niemand mehr zum Gottesdienst gekommen. Erst recht niemand mehr von den Eltern. Das Mädchen ist noch drei Sonntage lang gekommen. Dann auch nicht mehr. Es war in den Kinderbänken das einzige Kind gewesen.

Für den Pfarrer, der vier Pfarreien zu betreuen hat, war das alles nichts Neues. Und doch war es eine immer neue Bitterkeit. Zwar zeigt sich die Not der sich langsam, aber unaufhaltsam auflösenden Volkskirche das ganze Jahr hindurch und noch bei vielen anderen Gelegenheiten. Aber es gibt Stunden, in denen sich alles verdichtet.

Bei einem Einkehrtag redeten sich die Pfarrer ihre Enttäuschung von der Seele. Natürlich war es nicht überall so gewesen wie in dem gerade geschilderten Fall. Einigen war es zum Beispiel gelungen, aus dem Kreis der Erstkommunikanten Ministranten zu gewinnen. Aber bei ihren Ministrantinnen und Ministranten ist es so, dass die meisten nur zur Kirche kommen, wenn sie zum Dienst aufgeschrieben sind. Die Seelsorger fragten

sehr direkt: Können wir einen solchen Erstkommunionstag als Großinszenierung im luftleeren Glaubensraum eigentlich noch verantworten? Und sie fragten: Wie lange soll das

noch so gehen? Dürfen wir mit den Sakramenten weiter so umgehen, wie es sich bei uns eingebürgert hat? Sakramente sind, neben dem Wort Gottes, immerhin das Heiligste, das wir haben. Müssten nicht größere Anforderungen an die Jugendlichen und an ihre Eltern gestellt werden – vor allem vor der Firmung? Müssten wir nicht sogar häufiger von der Taufe, der Erstkommunion oder der Firmung abraten?

Ein Pfarrer erzählte von den USA. Dort würde deutlich mehr verlangt, bevor ein Sakrament gespendet werde – nämlich das Mitleben in der Gemeinde oder doch wenigstens eine lange und sorgfältige Glaubensunterweisung. Auch habe er zu seinem Erstaunen erlebt, dass es in der Pfarrei, in der er Gast gewesen sei, einen intensiven Unterricht für erwachsene Taufbewerber gäbe. Jedem einzelnen Katechumenen werde ein Erwachsener zur Seite gestellt, der ihn über den Unterricht hinaus begleite und ihn in die Praxis des katholischen Glaubens einführe.

Es existiere in dieser Pfarrei eine Liste von circa vierzig Frauen und Männern, die sich für den Dienst an Taufbewerbern zur Verfügung gestellt hätten – übrigens mit großem Gewinn für den eigenen Glauben. Warum höre man bei uns von solchen Dingen fast nichts? Und weshalb seien unsere Pfarreien so wenig missionarisch?

Das Gespräch wurde immer lebhafter. Ein Pfarrer gab mit Recht zu bedenken, dass eine intensivere Hinführung zu den Sakramenten und eine strengere Art der Sakramentenzulassung nur in der Gemeinsamkeit aller deutschen Bistümer angestrebt werden kön-



Detail eines Plakats zu einem Gottesdienst der Katholischen Integrierten Gemeinde in der St.-Anna-Klosterkirche in München in der Fastenzeit 1978

Fortsetzung von Seite 1

ne. Alleingänge einzelner Pfarreien seien sinnlos.

Ein Dritter gab zu bedenken: Glaubenskurse allein reichen nicht. Strengere Zulassungsbedingungen allein sind sogar fragwürdig. In den USA ist das Gemeindebewusstsein ja viel stärker als bei uns. Ohne ein solches Bewusstsein habe eine strengere Sakramentenpraxis keinen Sinn. Es müsse die Pfarrei als den 'Ort' geben, der Menschen verbindet, der sie anzieht, in dem man ankommen kann und sich zu Hause fühlt.

Und so ging das Gespräch hin und her. Das viel stärkere Gemeindebewusstsein der Katholiken in den USA hat, auch das wurde gesagt, viele Gründe. Einer liegt in der strikten Trennung von Kirche und Staat. Die Kirchensteuer kommt nicht automatisch herein. Sie muss eingesammelt werden. Die Pfarreien leben von der Gebefreudigkeit ihrer Gläubigen. Das schafft zwar Abhängigkeiten von Geldgebern. Es schafft aber auch eine viel intensivere gemeinsame Verantwortung für die Pfarrei.

Als Beispiel wurde dann eine große Pfarrei in Tallahassee genannt, der Hauptstadt des Staates Florida. Die Jugendlichen kommen dort, wie überall in den USA, zum Religionsunterricht in die Pfarrei. Und zwar am Samstag und am Sonntag. Es kommt sogar ein relativ hoher Prozentsatz. Die Pfarrei hat genügend Katecheten, die für den Religionsunterricht ausgebildet worden sind. Die Mitglieder der Pfarrei spenden so viel, dass man sich zwei hauptamtliche Direktoren leisten kann, die diesen Pfarrunterricht organisieren und Katecheten ausbilden. Selbstverständlich steht für den Unterricht ein eigenes Gebäude zur Verfügung. Die Pfarrangehörigen haben es finanziert. Aus freiwilligen Spenden. Es ist ja ihre Sache und liegt in ihrem Interesse.

Vertrauen auf den Staat

Das alles sind Dinge, von denen wir in Deutschland weit entfernt sind. Wir vertrauen auf den Religionsunterricht an den öffentlichen Schulen. Aber der kann eigentlich nur über Religion informieren. So etwas wie eine Atmosphäre des Glaubens kann er nicht erzeugen. Er dürfte es nicht einmal.

Ein Schüler an einem deutschen Gymnasium erzählte vor kurzem, dass sie im Religionsunterricht nun schon seit vier Wochen über Hexen sprechen würden. „Und was habt ihr über Hexen gelernt?“ „Wir besprechen die verschiedenen Methoden, mit denen sie gefoltert wurden“, war die Antwort des Schü-

lers. Ihm war durchaus klar, dass seine Religionslehrerin auf diese Weise die absolute Interesselosigkeit der Klasse an Kirche und Glaube zu bewältigen suchte.

Das soll keine Kritik an Religionslehrerinnen und Religionslehrern sein, die oft ein Stück ihres Lebens und ihrer Gesundheit opfern. Die meisten von ihnen investieren außerordentlich viel an Kraft und Hingabe in ihren Unterricht. Der Fehler liegt nicht bei ihnen, sondern an dem System, dem sie dienen. Die katholische Kirche in Deutschland vertraut auch hier, wie beim Einzug der Kirchensteuer, auf den Staat. Sie vertraut nicht auf sich selbst und ihre Gemeinden.

Selbstverständlich ist diese Situation das Resultat einer langen, hochdifferenzierten Geschichte. Die Geschichte in den Vereinigten Staaten ist ganz anders verlaufen. Dort steht die katholische Kirche unter dem Konkurrenzdruck vieler Freikirchen. Diese aber haben von ihrem Ursprung her eine intensive Ausrichtung auf Gemeinde hin. Bei den Baptisten und vielen anderen Denominationen weiß man einfach: Gemeinde ist ein sozialer Leib.

Eine vergleichbare Geschichte hat es in Deutschland, jedenfalls im katholischen Deutschland, nie gegeben. Um nur einen einzigen Mosaikstein herauszugreifen: In dem an sich tolerant und großzügig geführten Herzogtum Nassau konnte „die Teilnahme der Jugend am Katechismusunterricht, ja sogar die Erfüllung der Osterpflicht bis in die 60er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein noch von den Sendgerichten durch Geldstrafen erzwungen werden.“ (Klaus Schatz)

Ein Kirchnaustritt war nicht möglich. Man konnte lediglich zu einer anderen Konfession übertreten. Außer für die Juden, die einen Sonderstatus hatten, war es für jeden Bürger Pflicht, einer Kirche anzugehören. Hirtenbriefe benötigten das staatliche Placet. Alles, was über die normale Pfarrseelsorge hinausging, wie Wallfahrten, Volksmissionen oder Exerzitien brauchte eine staatliche Genehmigung, die oft nicht gewährt wurde.

Man sieht an diesem fast wahllos herausgegriffenen Beispiel, in welches Korsett der Glaube noch vor gerade einmal fünf Generationen in Deutschland eingeschnürt war. Es wäre geradezu ein Wunder, wenn solche Strukturen der heutigen Kirche in Deutschland nicht noch immer tief in den Knochen säßen. Die Vermischung mit dem Staat und das Setzen auf den Staat hat in Europa eine lange Geschichte. Und diese war immer verbunden mit einer Lähmung des Gemeindebewusstseins und des kirchlichen Lebens,

mit dem Verlust von Eigeninitiative, Freiwilligkeit und Selbstverantwortung.

Am krassesten zeigt sich das alles in den protestantischen Landeskirchen Skandinaviens. Beispiel: Schweden! Dort endete das Staatskirchentum vor vier Jahren. Fast nirgendwo in Europa war die Verquickung von Staat und Kirche enger gewesen als in Schweden – und nirgendwo in Europa war die Zahl der Kirchgänger niedriger und die Lähmung des kirchlichen Lebens größer als in Schweden.

Nun wird man nicht sagen können, es gäbe in unseren Pfarreien nicht vielfältige Aktivitäten, Aktionen, Veranstaltungen, Initiativen. Aber dergleichen ist hier nicht gemeint. Es geht gerade um das, was Gemeinde ausmacht: um ein Klima des Glaubens, um gemeinsame Nachfolge, um Aufbau von Gemeinde, um eine sachgerechte, theologisch richtige Liturgie, um die unverfälschte Verkündigung des Evangeliums.

Was können wir tun?

Wir können das, was in Europa in Jahrhunderten an unbiblischen, nicht sachgerechten Strukturen und Mentalitäten gewachsen ist, nicht in wenigen Jahren überwinden. Eines aber kann jeder in der Gemeindepastoral Verantwortliche schon jetzt tun: das Evangelium unverkürzt und nicht zu einem vagen Humanismus aufgelöst verkünden; die Liturgie entsprechend gestalten; Menschen sammeln, die selber lebendige, gläubige Gemeinde suchen; Ausschau halten nach Menschen, die Freude an der Kirche und am Evangelium haben, und mit ihnen zusammen Gemeinde von der Mitte her aufbauen.

Es mögen wenige sein. Aber sie werden die Brücke zur Zukunft sein. Nur von solcher Erneuerung her wird sich die Kirche in Deutschland, die noch immer, ohne es zu wissen, von ihrem einstigen Staatskirchentum gelähmt ist, von ihrer Vergangenheit befreien können. Nur dann wird es wieder genügend Priesterberufe geben.

Wir befinden uns in einer Übergangszeit mit unglaublichen Verwerfungen. Vieles wird sich wandeln. Aber dieser Wandel wird nicht durch Dekrete oder Instruktionen erfolgen. So wie einst die liturgische Bewegung eine Frucht der Sehnsucht nach einer tieferen Mitfeier der heiligen Messe war und Menschen brauchte, die mit dem Neuen begannen, so wird auch die Erneuerung unserer Pfarreien vor sich gehen. Sie beginnt im Kleinen und an einzelnen Orten. Nach solchen Orten müssen wir Ausschau halten. ■

Aus dem Inhalt dieser Nummer

Ein afrikanischer Bischof, der nicht als Bittsteller kam 3
In weiter Ferne, ganz nah. Aus der Geschichte einer Familie 4
Michelangelo Caravaggios neue Sicht. Eine Bildbetrachtung 5
Auslegungen der liturgischen Texte vom Sonntag Dreifaltigkeit bis zum 13. Sonntag i. Jk. (C) 6–10

Die fatalen Sachzwänge der Verbindung von Thron und Altar 11
Apollonius: *Ich will nicht leben wie ihr*. Ein Verhör um 184/85 12
Zwei Damen – durch 500 Jahre oder Lichtjahre voneinander getrennt? Ein Bildvergleich 13
Denkwürdige Einweihung und Segnung der Villa Eggenberg, des neuen Hauses des Günter-Stöhr-Gymnasiums 14–15
Pille für das Vergessen; Christentum und Europa; Bodenloses 16